

# Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evang. Kirche

## 1. Einwanderungswellen, Entstehung und Geschichte der Gemeinden

Innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche lebt seit Jahrhunderten in sie eingebettet und heute fast ganz eingedeutscht eine kleine tschechische, zum Teil mährische Minderheit. Die Seelenzahl ist im Vergleiche zu den Millionen evangelischer deutscher Schlesier geringfügig. Sie betrug um 1840 etwa 10 500 und um 1930 nur noch 4 400 Menschen. Fast alle diese Siedlungen verdanken dem Rufe der Deutschen ihr Entstehen und ihre Entwicklung. In *zwei Wellen* sind die Siedler im wesentlichen nach Schlesien hereingeströmt. Die erste Einwanderungswelle kam während und nach dem Dreißigjährigen Kriege über die Sudeten. Sie wurde durch die Härte der Gegenreformation in den kaiserlichen Erblanden ausgelöst. Diese Männer und Frauen, meist Anhänger des Johannes Hus, sind bald in der deutschen Umgebung aufgegangen und haben sich in die deutschen Gemeinden rasch eingefügt. Der *zweite* Zuzug aus dem böhmischen Kessel kam auf den Ruf Friedrichs des Großen, der nach den Schlesischen Kriegen die Besiedlung Schlesiens verstärken wollte. Ihnen wurden geschlossene Siedlungen zugebilligt. Außer diesen Einwanderern haben sich längere Zeit nur zwei, heute eingedeutschte Gemeinden erhalten, die als Ausläufer des tschechischen Sprachgebietes im äußersten Südwesten der Grafschaft Glatz und als Ausläufer des mährischen Sprachgebietes bei Branitz (Oberschlesien) in das deutsche Volksgebiet hineinragten. Durch den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges wurde in Böhmen jede Aussicht auf weitere Ausbreitung des Hussitentums vernichtet. Die Blüte in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts war dahin. Seit der Jahrhundertwende treffen wir das Hussitentum in der brüderischen Neu- und Umbildung als die auswandernde und wandernde Kirche. Nach Ostpreußen, Polen, Sachsen und Schlesien flüchteten die böhmischen Brüder. In Ostpreußen sind sie bald im Luthertum aufgegangen, in Polen schlossen sie sich den Reformierten eng an. In Schlesien treffen wir ihre Gemeinden in Adelsdorf (Kreis Goldberg) und Schwentnig (im früheren Kreis Nimptsch). In *Adelsdorf* kamen die ersten Ansiedler 1622 an. Ihr gemeindliches Leben festigte sich so, daß einige Jahre später eine eigene Gemeinde mit eigenem Seelsorger gebildet wurde. In der Mitte des Jahrhunderts folgte Nachschub. Aber nun setzt in den achtziger Jahren auf der einen Seite starke Angleichung an Sitte und Haltung des lutherischen deutschen Gemeindeteiles und andererseits neuer Auswanderungsdrang ein. Ein Teil der Familien scheint mit dem letzten tschechischen Prediger Michael Lider mitgezogen zu sein, um in Ungarn ihre Frömmigkeit unter den dortigen Reformierten weiter zu pflegen. Die gleiche Entwicklung finden wir in *Schwentnig*. 1620 wandert die Gemeinde mit dem tschechischen Gutsherrn ein. Bald darauf

wird eine eigene Kirche erbaut und ein besonderes tschechisches Predigeramt eingerichtet. Mit dem Tode des vierten Predigers um 1680 vereinigt sich die brüderisch-tschechische mit der lutherisch-deutschen Gemeinde. Dasselbe können wir auch von den Einwanderungsgemeinden im Kreise Lauban aussagen: Nur in *Marklissa* hat sich die selbständige böhmische Gemeinde ein halbes Jahrhundert lang gehalten. 1642 wanderten hier 40 tschechische Familien ein. Sie schlossen sich zu einer eigenen Gemeinde zusammen, die sich in den Jahren um 1680 auch eine eigene Kirche erbaute. Hundert Jahre lang (bis 1779) bestand ein besonderes tschechisch-brüderisches Pastorat. Dann ist aber auch hier wie in den bisher genannten Einwanderungsgemeinden der Übergang in den größeren Kreis der lutherisch-deutschen Gemeinde vollzogen, in deren Lebensbereich die böhmischen Brüder standen. Gerade einzelne Rückstände zeigen diesen Vorgang deutlich. In Gebhardsdorf (Kr. Lauban) wurden bis in die preußische Zeit hinein die Einsetzungsworte beim Hl. Abendmahl tschechisch gesungen in der Weise, wie sie es einst in Böhmen geübt hatten. Damit haben die Wirkungen dieser ersten Einwanderungswelle böhmischer Flüchtlinge aufgehört. Sie sind in der deutschen lutherischen Umgebung aufgegangen und haben auch ihr religiöses Sonderleben aufgegeben oder sind, wie das Beispiel von Adelsdorf zeigt, weitergewandert und verschollen.

Völlig anders geartet sind die Siedlungen, die in der Kolonisationsepoche *Friedrichs d. Gr.* in Schlesien begründet worden sind. Die ersten Siedlungsversuche böhmischer Einwanderer scheiterten allerdings. So ließen sich in Urschkau (Kr. Steinau) 1746 mährische Brüder nieder, die den Ort aber schon im nächsten Jahre wieder verließen. Die Abwanderung dürfte im wesentlichen durch äußere Gründe, wie die Frage der Frondienste, veranlaßt worden sein. In ähnlicher Weise endete der Niederlassungsversuch brüderischer Tschechen in Goschütz (Kr. Gr. Wartenberg). Sie hielten zunächst ihre Gemeindefeiern in tschechischer Sprache auf dem Gute zu Sackrau. Ungünstige Bedingungen der Herrschaft Goschütz aber und die Unterlassung des Baues einer eigenen Kirche lösten um 1760 die tschechische Gemeinde wieder auf. Nicht viel erfolgreicher waren einige tschechische Familien, die nach Bachwitz (Kr. Namschau) um 1770 gewandert waren.

Neben diesen ersten tastenden Versuchen der Kolonisationsepoche *Friedrichs d. Gr.* stehen die großen *Kolonien von 1749*. In geschlossenen Gemeinden mit Gottesdienst in der eigenen Sprache und eigenem Pastorat entstehen die Parochien Hussinetz (Kr. Strehlen), Gr. Friedrichstabor (Kr. Gr. Wartenberg) und Friedrichsgrätz (Kreis Oppeln OS.). In ihrer Namengebung schon steckt Herkunft, religiöses Erbe und das Walten preußischer Schirmherren. Die geschlossene Einheit, die sie bildeten und die sie vom König ausdrücklich zugesichert erhielten, ermöglichte es ihnen, Sitte, Sprache und religiöses Erbgut zu erhalten. Ihnen ging es anders wie den oft lebensunfähigen deutschen Kleinsiedlungen, die als deutsche evangelische Inseln in völlig wasserpölnischer Umgebung angesetzt und daher auch bald von dieser andersartigen Umgebung

aufgesaugt wurden. Friedrich Wilhelm I., dessen großherziger Fürsorge französische Hugenotten wie Salzburger Exulanten eine neue Heimstätte verdankten, hatte auch in Berlin die Bildung einer böhmischen Gemeinde ermöglicht. Die Erfahrungen mit dieser ließen es Friedrich d. Gr. geraten erscheinen, aufs neue die Auswanderung aus Böhmen, wo ein in religiösen Dingen unduldsames Habsburger Regime herrschte, anzuregen. Er sandte daher den tschechischen Hussitenprediger Liberda nach Böhmen, um Kolonisten anzuwerben. Sie sollten die Gegend um *Münsterberg* besiedeln, wo der Erste Schlesische Krieg, wie überall in Schlesien, in das Bauerntum große Lücken gerissen hatte. Zwischen Februar und Mai 1742 trafen unter Liberdas Führung etwa 1100 tschechisch-hussitische Kolonisten in Münsterberg ein. Es sollte in dieser Stadt gleichzeitig ihre Aufgabe sein, die kleine evangelische Gemeinde zu stärken. Geldliche Schwierigkeiten verführten einzelne Familien dazu, anderswo ihr Glück zu versuchen. Die Hauptmasse der Einwanderer hielt aber zusammen. Sie wollten um ihres Gottesdienstes willen nur gemeinsam siedeln. Nach langen Verhandlungen, und nachdem die Evangelische Kirche wie der Staat finanzielle Unterstützung hatten angedeihen lassen, wurden zwei Strehleener Vorwerke erstanden. Am 27. Mai 1749 wurde eine Dorfsiedlung vorgenommen. 125 Familien mit 507 Personen waren es zunächst, die Hussinetz gründeten. In Münsterberg blieben etwa 33 Familien mit 120 Personen und bildeten neben der deutschen eine eigene evangelisch-tschechische Gemeinde, die bis 1810/11 bestand. Nach dem Tode des tschechischen Predigers Czaltik (1810) vereinigte sie sich mit wenigen Ausnahmen mit der deutschen Gemeinde. Den Strehleener Tschechen wurde zur „Übung und Haltung ihres Gottesdienstes“ von Friedrich dem Großen die Marienkirche überwiesen, die sie jetzt noch innehaben. So wie hier erfolgte auch 1753 mit Hilfe und Fürsorge des Staates die Neuherausgabe des „Kanzionals“ von Johannes Theophil Elsner unter Zugrundelegung des alten böhmischen Brüdergesangbuches von Amos Comenius (Komensky).

Andere tschechische brüderische Auswanderer bauten im *Großwartenberger Kreise* 1749 Groß Friedrichstabor, 1752 Klein Tabor und 1764 Tschermine. Sie wurden in der Kirchgemeinde Groß Friedrichstabor zusammengeschlossen, wo 1757 eine Kirche errichtet wurde. Andere Einwanderer siedelten im Opelpener Kreise und gründeten 1752 Friedrichsgrätz, 1779 Sacken. Friedrichsgrätz erhielt 1768 (neu erbaut 1889), Sacken 1898 eine eigene Kirche. Friedrichsgrätzer Bevölkerungsüberschuß begründete im Kreise Groß Strehlitz 1832 Petersgrätz (1882 Kirchbau). Von Friedrichsgrätzer, Sackener und Petersgrätzer Bevölkerungsüberschuß wurde 1905 Wilhelmsort bei Guttentag OS. aufgebaut. Während Wilhelmsort nach Guttentag eingepfarrt ist, bilden Friedrichsgrätz, Sacken und Petersgrätz eigene Kirchspiele. In Rösnitz und Straußenei, den einzigen Orten in Schlesien mit alteingesessener mährischer bzw. tschechischer Bevölkerung, ging man seit der kirchlichen Befreiung von 1742 daran, eigene Gotteshäuser zu errichten. So wurde in Rösnitz die neue Kirche 1807 und in Straußenei 1813 eingeweiht. Schon früher war in diesem Glatzer

Winkel in Kudowa 1797 eine Diasporakirche erbaut worden. Die Kolonistengemeinden wie die beiden alteingesessenen bestanden bis 1945 im Verbands der schlesischen Kirche, in deren Schoß Groß Friedrichstabor nach Auflösung des polnischen Staates nach 1939 zurückgekehrt war. Der Vertreibung und Flucht der Deutschen aus Schlesien unterwarfen sich auch die böhmischen Gemeinden. Sie zogen im großen Treck bis auf Ausnahmen nach Westen, um deutsche Staatsbürger bleiben zu können. Ein zurückbleibender Teil wurde von Polen und Tschechen gemeinsam in ehemals sudetendeutsche Gebiete verpflanzt (z. B. Neudeck bei Eger).

## 2. Aus ihrer Frömmigkeit

Bodenständige Frömmigkeit, Festhalten an alter Sitte eignet besonders den Kolonistengemeinden. Gleichwohl waren alle Gemeindebildungen von starken inneren Kämpfen begleitet. In Hussinetz und Friedrichsgrätz bedeutet das Werden der Gemeinde eine Geschichte ständiger kleiner Hussitenkämpfe. Die Ursache für diese Kämpfe läßt uns auf die *religiöse Eigenart* der Eingewanderten schließen. Als die Kolonisten nach Münsterberg kamen, „nannten sie sich Hussiten, und ihr Begehren war, daß ihnen in Schlesien das göttliche Wort gepredigt werde nach der Konfession der böhmischen Brüder, welche 1494 zum ersten- und 1607 zum letztenmal gedruckt worden sei“. Es stellten sich äußere und innere Schwierigkeiten einer solchen Predigtweise entgegen. Als äußeres Hemmnis bot die friederizianische Politik der Neugründung betont brüderischer Gemeinden entschiedenen Widerstand. Außerdem wirkten zwei tschechisch sprechende Prediger verschiedenen Bekenntnisses auf die Gemeinde ein. Der Geistliche Macher betrieb als Lutheraner übereilig den Anschluß an das Luthertum, der andere reformierte Geistliche Blanitzki den Anschluß an die Reformierten. Die Hussiten entschieden sich nach inneren Kämpfen unter Ausscheidung einer lutherischen Minderheit für das reformierte Bekenntnis und ließen sich in Hussinetz nieder. Allmählich legten die tschechisch sprechenden Hussinetzer den Namen Hussiten ab und wurden zur „böhmisch-reformierten“ Gemeinde. Etwas anders vollzog sich die Entwicklung in Friedrichsgrätz. Hier war der brüderische Same stärker, wie es uns das Diarium der damals tschechisch sprechenden Brüdergemeinde zu Niesky übermittelt hat. Lutherische und reformierte Einflüsse waren auch hier vorhanden. Das Diarium erzählt vom Berichte des Wenzel Horatschek: „Die meisten von diesen Familien haben sich noch nicht entschlossen, ob sie lutherisch oder reformiert sein wollen, haben auch daher noch keinen Pfarrer.“ Es vollzieht sich hier keine Ausscheidung einer lutherischen Minderheit. Auch die betont dem Brüderertum anhangenden Familien unterwarfen sich der Mehrheit. Das Ergebnis der Kämpfe war für Friedrichsgrätz die Annahme einer überwiegend reformierten Haltung. Sacken, Groß Friedrichstabor und Straußenei wurden ebenfalls reformiert, während die alte Gemeinde Rösnitz lutherisch wurde. Bei der Betrachtung der Annahme des reformierten Bekenntnisses entsteht die Frage: Stellt diese Entscheidung einen *innerlich* bedingten Wahllakt dar oder hat sie

sich aus örtlichen Gelegenheiten und Zufällen ergeben? Den letzteren Standpunkt vertritt Duvinage in seiner kleinen Geschichte von der Entstehung der Hussinetzer Gemeinde. Er sieht ganz ab von irgendwelcher religiösen Eigenart und meint, die Schwierigkeit wäre *die* gewesen, einen brüderlich predigenden Geistlichen im lutherischen Schlesien zu finden. Sie führte dazu, daß rein zufällig um des Pfarrers willen das reformierte Bekenntnis angenommen wurde. Klaar (Friedrichsgrätz) dagegen sieht in der Annahme des reformierten Bekenntnisses einen Wahlakt, der aber nicht aus religiösem Interesse, sondern aus traditioneller Freundschaft erfolgt sei. Er sei ein Ergebnis der Erinnerung und ein Festhalten an dem Konsensus zu Sandomir, der brüderische Tschechen mit den polnischen Reformierten verband und sich auch nach Schlesien wie Ungarn auswirkte, auch nach so langer Zeit. Für die Klaarsche Auffassung spricht nicht nur die traditionelle Freundschaft mit den Reformierten seit Lukas von Prag, sondern die Tatsache, daß sich das reformierte Bekenntnis in allen Ansiedlergemeinden durchsetzte. Daneben sind zweifellos religiöse Motive wirksam. Es wirkten innerhalb des hussitischen Geistes dieser Kolonisten zwei Kräfte gegeneinander. Die eine können wir als quietistisches Brüdertum und die andere als taboritischen Radikalismus bezeichnen. Beide religiösen Grundhaltungen haben sich in der Entscheidung für das reformierte Bekenntnis ausgewirkt. Vom quietistischen Brüdertum war die Verbindung zum Reformiertentum die eigene moralistisch-donatistische Tendenz. Auf der anderen Seite fühlte sich taboritischer Aktivismus von der tätigen, auch kirchenpolitisch tatkräftigen Haltung der Reformierten angezogen. So geschah die Annahme des reformierten Bekenntnisses aus äußeren Nötigungen, traditioneller Freundschaft und innerer Verwandtschaft. Aus dem letzten Motive ist es auch erklärlich, daß der Kampf um eines der beiden großen Bekenntnisse in die alten Gemeinden Rösnitz und Straußenei getragen wurde. In beiden waren noch brüderisch-taboritische Frömmigkeitszüge vorhanden. Im Inneren der Gemeinden kam es seit ihrer Gründung bis zum heutigen Tage immer wieder zu Kämpfen des jeweils stärker aktivistisch taboritischen Elementes gegen quietistisches Sektierertum. Die Aktivisten beteiligten sich am kirchlichen Leben stark und wahren ihr böhmisches Erbe auch heute noch. Beim Abendmahl bringen sie an Stelle einer Hostie eine gekerbte Brotschnitte mit und führen Brot und Wein selbst zum Munde. Guter Kirchenbesuch, rege Gebefreudigkeit und Anteilnahme an der kirchlichen Gemeindegemeinschaft eignet allen Kolonistengemeinden. Starker Ehrgeiz herrscht um eine anerkannt kirchliche Haltung oder auch ein kirchliches Amt. Wie in manchem falschen Calvinismus wird leicht wirtschaftlicher Erfolg oder Mißerfolg als Zustimmung oder Ablehnung durch Gott angesehen. Auf der anderen Seite regt sich quietistisches Sektierertum in begeisterter Neigung zu ekstatischen oder apokalyptischen Sekten. Pfingstbewegung und Bibelforscher erregten starke Anteilnahme. Doch auch die Adventisten und Gemeinschaftsleute fanden überall in diesen Gemeinden Eingang. Beide Züge, der quietistische, zum Sektierertum neigende wie der taboritische, kirchliche Aktivität, wenn es sein muß auch gegen den Pfarrer, zeigende Grundzug ihres Wesens, sind auch heute noch vorhanden.

### 3. Über die sprachliche Entwicklung in den Gemeinden

Da die Kolonistengemeinden Personalgemeinden waren, waren sie von ihrer deutschen Umwelt völlig abgeschlossen und nur tschechischen Hussiten zugänglich. Die Sprache ihres Gottesdienstes, ihrer Amtshandlungen war daher seit der Gründung tschechisch. Als im Jahre 1827 eine Landratsumfrage erging, meldete der Bericht aus Groß Friedrichstabor, daß dort alle Sonntage nur tschechisch gepredigt werde. Man könne es auch polnisch nennen, „wenn zwischen beiden Sprachen kein Unterschied gemacht wird“. Der dortige Pfarrer schreibt dazu: „In Tabor wird der Gottesdienst durch das Jahr einzig in derselben Sprache abgehalten, ausgenommen die wenigen deutschen Kommunikanten, die ein-, zweimal des Jahres hierher zu kommen pflegen. Die böhmischen Kolonisten sind sonst der deutschen Sprache sehr geneigt, und überhaupt kann man annehmen, daß unter denselben jeder dritte Familienvater das Deutsche versteht und jeder sechste deutsch spricht.“ Erst 1830 wird in Hussinetz ein deutscher Lehrer angestellt, da die Gemeinde es selbst wünschte, um nicht völlig abgeschlossen zu sein, und „um sich endlich ganz auch in der Sprache mit den Eingeborenen zu vereinen und an sie anzuschließen“. Bezeichnend ist es, daß wir eigentlich erst aus dem Jahre 1848, dem Jahre der Revolution und der nationalen Parolen, eine genauere Mitteilung über die Sprachverhältnisse in den tschechisch sprechenden Gemeinden Schlesiens erhalten. In diesem Jahre wird in den drei Kolonistengemeinden — auch das ist vielleicht bezeichnend — nur tschechisch gepredigt (nach alter reformierter Weise), und Gesang- und Choralbuch sind das der alten Brüderunität in neuer Auflage. In Straußenei schließt sich an den tschechischen Gottesdienst am Vormittag, des Nachmittags deutsche Bibelstunde. Neben dem böhmischen wird ein deutsches Gesangbuch benutzt. In Rösnitz ist 1848 der Eindeutschungsprozeß bereits deutlich. An jedem Sonntag findet deutscher und mährischer Gottesdienst statt. Daneben sind die Passionsgottesdienste nur deutsch. Das böhmische Gesangbuch von Amos Comenius (erste Auflage 1753) wird, nachdem die tschechische Gemeinde in Berlin deutsch geworden war, 1823, 1844 und 1850 in Breslau bei Korn neu aufgelegt. 1890 ergibt die Volkszählung für Schlesien drei Pfarrer mit tschechischer Muttersprache. Inzwischen vollzieht sich mit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein immer stärkerer Eindeutschungsvorgang. In Rösnitz OS. mit den Tochtergemeinden Branitz und Steuberwitz hört der mährische Gottesdienst 1887 bzw. 1908 auf. In Sacken wird er 1908 und in Straußenei 1913 eingestellt. In diesem letzten Vorkriegsjahr wird nur noch in den Kolonistenparochien Hussinetz, Groß Friedrichstabor, Friedrichsgrätz und Petersgrätz tschechischer Gottesdienst abgehalten. In der Gesamtzahl gibt es 1913 357 tschechische und 812 deutsche Amtshandlungen. Nur in Hussinetz und Friedrichsgrätz überwiegen tschechische Amtshandlungen die deutschen, während in Groß Friedrichstabor, das dann nach dem Kriegsende an Polen abgetreten werden mußte, nur 11 tschechischen 120 deutsche Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen gegenüberstanden. Damit ist gleichzeitig gezeigt, wie wenig in dieser letztgenannten Gemeinde noch eine Hin-

neigung zum Slawentum und nun gar zum Polentum bestand. Bei der Besetzung durch das polnische Militär waren die Böhmen die ersten, die ihre Besetzungen abbrennen und nach Deutschland zurückwandern, ja sogar die polnische Besetzung durch Waffengewalt verhindern wollten. Der Konfirmandenunterricht wurde 1913 in allen Gemeinden nur deutsch erteilt. Die Nachkriegszeit brachte, ähnlich der tschechischen Propaganda, unter den Wenden, den Versuch einer tschechischen Wiederbelebung der Gemeinden. Man versuchte durch systematische Bereisung der Kolonien, durch Kinderferienreisen in die Tschecho-Slowakei ein nationalschechisches Gefühl in den Gemeinden wachzurufen. Zeitschriften, Kalender, Liederbücher suchten das Hochtschechische einzubürgern und den einheimischen Dialekt, der natürlich stark deutsch durchsetzt war, zu verdrängen. Daneben wurde eine, wenn auch völlig erfolglose, Repatriierungsaktion (1924) durchgeführt. Allen diesen Bemühungen mußte jeder Erfolg versagt sein, da inzwischen die Eindeutschung und Eingliederung in die deutsche Umwelt fast völlig erfolgt war. Alle Amtshandlungen, wie Beerdigungen, Taufen, Trauungen und Konfirmationen wurden 1933 mit ganz wenigen Ausnahmen nur deutsch vorgenommen. Allein im Gottesdienst wird in diesem Jahr die tschechische Sprache noch gebraucht, um besonders den älteren Gemeindegliedern in der ihnen geläufigeren Sprache zu dienen. 1933 stehen so in diesen Gemeinden 59 tschechische 146 deutschen Gottesdiensten gegenüber. Wie geringfügig der Anteil anderer Amtshandlungen in tschechischer Sprache ist, zeigt, daß in Friedrichsgrätz 1925 und 1933 unter 101 Taufen nur ein einzige tschechische stattfand. Damit kann der Eindeutschungsprozeß auch in sprachlicher Hinsicht als erfolgt angesehen werden. In Geschichte, Sprache und Frömmigkeit haben sich diese Gemeinden, die Böhmen genannt, allmählich in Art und Weise, Sitte und Sprache der schlesischen Mutterkirche eingefügt. Nur dadurch, daß sie auch heute noch am Reformierten Tag in Breslau teilnehmen, bleibt ein Rest ihrer einstigen Sonderstellung erhalten.<sup>1)</sup>

*Lic. Dr. Gerhard Hultsch*

1) Anmerkung: Dieser Aufsatz erschien erstmalig im Jahrbuch Band 77/1943 der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.